



VII. Germanische und andere Sagen aus den Otia imperialia des Gervasius von Tilbury



Die Leute aus dem Volke sagen, daß manche Schlangen verwandelte Weiber sind und sich leicht daran erkennen lassen, daß sie am Kopfe eine weißliche Zeichnung besitzen, die einer Binde ähnlich ist. Das ist gewiß höchst merkwürdig, und man kann es nicht ohne weiteres abweisen. Wir sehen ja bei uns in England auch jetzt noch Menschen häufig zu Wölfen werden, die das Volk Währwölfe nennt.

Ganz ähnlich ist das, was man von den Frauen in Griechenland und Jerusalem erzählt. Diese sollen nämlich die Männer, die ihre Liebe verschmähen, durch eine wunderbare Verzauberung in Esel verwandeln können; die Verwandelten behalten die Gestalt des Tieres, verrichten seine Arbeiten und tragen seine Lasten, bis die verschmähten Schönen ihnen aus Mitleid ihre frühere Gestalt zurückgeben. Vielleicht ist das nur auf Sinnestäuschung zurückzuführen, oder es fliegen wirklich böse Geister in den Lüften umher, denen allerhand übernatürliche Gewalt verliehen ist.

Jedenfalls kenne ich durch glaubwürdige Erzählung einen ganz sonderbaren Vorfall, der sich vor längerer Zeit in der Nähe von Troyes zutrug. Der Herr des Schlosses Rossetum namens Raimund

ritt eines Tages am Ufer eines Flusses, als ihm eine wunderbar schöne fremde Dame auf prächtig geschmücktem Pferde begegnete. Er grüßte sie höflich und empfing ihren Gegengruß, und es wunderte ihn, daß ihn die Dame bei seinem Namen nannte. Trotzdem unterhielt er sich angelegentlich mit ihr, und bald wurde er von der heftigsten Liebe ergriffen.

Sie wollte anfänglich von seinen stürmischen Liebeswerbungen nichts wissen, als er ihr aber versprach, sie zu seiner Gemahlin erheben zu wollen, willigte sie ein. Sie stellte ihm das höchste irdische Glück an ihrer Seite in Aussicht, setzte aber die eine Bedingung, daß er sie niemals unbekleidet erblicken dürfe; denn sobald er ihren Körper nackt gesehen habe, werde ihr ganzes Glück verschwinden und sogar sein Leben in die höchste Gefahr geraten.

Der Ritter überlegte, was er tun solle, willigte aber endlich in die Ehe ein. In seiner heißen Liebe hielt er jede Bedingung für leicht, wenn er nur im Besitze der schönen Dame sein werde. So wurde die Ehe verabredet und bald darauf geschlossen. Und wahrlich, der Ritter hatte es nicht zu bereuen, denn seit seiner Heirat mehrten sich seine Glücksgüter außerordentlich, er gewann die höchste Gunst bei den Menschen, und seine körperliche Tüchtigkeit wuchs derart, daß er fast alle seine Zeitgenossen übertraf und nur wenige ihm gleichkamen. Bei den Menschen war er geliebt und geehrt und wußte seine Liebenswürdigkeit mit der rechten Milde und Höflichkeit zu vermischen. Dazu hatte ihm das Glück noch ein besonderes Geschenk gemacht, seine Söhne und Töchter waren nämlich von außerlesener Schönheit.

Lange Jahre hatte Raimund in glücklichster Ehe gelebt. Da kehrte er eines Tages von Jagd und Vogelfang heiter zurück und hatte seiner Gemahlin Rebhühner und anderes Wild mitgebracht. Während nun das Wild zubereitet wurde, befand sich seine Gemahlin im Bade, und dabei stieg ihm plötzlich die Sehnsucht auf, sie einmal ohne Gewand zu sehen. Er war nämlich überzeugt, daß die Gefahr, die ihm aus der Übertretung des alten Verbots drohen sollte, durch die Länge der Zeit und durch das lange Zusammenleben in der Ehe gänzlich aufgehoben sei.

Das Bad war im Zimmer durch einen Leinenvorhang abgeschlossen, und Raimund eröffnete seiner Gemahlin den Wunsch. Sie riet ihm dringend ab und sagte, daß sein ganzes großes Glück lediglich der Befolgung jenes Gebotes entspringe; augenblicklich werde großes Unglück eintreten, wenn er das Verbot übertrete. Aber es schien, als ob Raimund in sein Verderben rennen wollte, weder durch die drohende Strafe noch durch zärtliche Bitten ließ er sich davon abhalten, sein törichtes Beginnen auszuführen. Wohl empfand er eine geheime Furcht vor dem Ausgang, aber schließlich spottete er seiner Furcht.

So geschah denn das Unerhörte. Der Ritter zog den Linnen-
vorhang vom Bade weg und trat heran, um seine Gemahlin jeder
Hülle entblößt zu sehen, aber in demselben Augenblick verwandelte
sich die schöne Frau in eine Schlange, die sich alsbald in das
Bad ringelte und verschwand. Und niemals hat jemand wieder von
ihr etwas gesehen oder gehört, nur die Wärterinnen haben sie nachts
zuweilen rascheln hören, wenn sie ihre Kinder besuchte (das ist ein
reizend märchenhafter Zug in dieser sehr alten Fassung der Sage
von der schönen Melusine). Doch entsetzt flohen sie vor ihrem An-
blick zurück.

Und was die Gemahlin vorausgesagt hatte, traf auch sonst ein,
denn der Ritter büßte nach seiner leichtsinnigen Tat viel von seinem
Glück und Ansehen ein. Eine seiner Töchter verheiratete sich später
an einen meiner Verwandten, der zu den Mächtigsten in der Pro-
vence gehörte, und auch sie zeichnete sich durch ihre Schönheit und
Anmut vor den meisten fürstlichen Damen ihrer Zeit aus, und ihre
Kinder haben noch bis auf meine Zeit gelebt. —

In der Stadt Neapel in Campanien befindet sich ein Fleisch-
markt von sehr merkwürdiger Beschaffenheit. Nämlich an einer Stelle
der Wand soll Vergil ein Stück Fleisch eingemauert haben, und so-
lange sich dies an Ort und Stelle befindet, wird auf dem Markte
kein auch noch so altes Fleisch ungenießbar, erhält kein schlechtes
Aussehen und keinen üblen Geruch. In derselben Stadt steht die
Porta Dominica nach Nola zu. Schlägt man den Weg aus jenem

Tor nach der Stadt ein, so gelangt man auf eine Straße, welche sehr kunstvolle Steinarbeit besitzt. Unter dem Straßenkörper soll Vergil einst je ein Stück von allem schädlichen Gewürm begraben haben. Und daher kommt es, daß in dieser großen Stadt, die auf so und so vielen unterirdischen Pfeilern aufgebaut ist, weder in den unter ihr liegenden Höhlen noch in ihren inneren Spalten, noch in den Gärten innerhalb der Mauer sich ein schädlicher Wurm befindet.

Aber die Stadt birgt noch ein drittes Wunder, das ich früher nicht kannte, doch am Orte in Erfahrung gebracht habe. Ein Zufall hat mir die Kenntniß verschafft, und ich bin gezwungen worden, daran zu glauben, ohne daß ich von anderer Seite dazu bestimmt wurde. Es war in dem Jahre, als Altkon belagert wurde. Damals hielt ich mich zur Zeit des Johannisfestes in Salerno auf und traf dort ganz zufällig einen sehr guten Freund, den ich zur Zeit des englischen Königs Heinrich II. in dessen Schule und an seinem Hofe gewonnen hatte.

Ich war über die Begegnung von Freude übermannt, und mein Freund konnte mir, was mich besonders freute, gute Nachrichten über das Wohlbefinden meiner Verwandten bringen. Er wollte gerade von Salerno über das Meer in die Heimat zurückkehren, und nur mit Mühe brachte ich ihn von seinem Vorhaben ab. Es war Philipp, der Sohn eines mächtigen Großen, des Grafen von Salisbury. Es wurde mir schwer genug, ihn zu überreden, daß er mich nach Nola begleite, wo ich mich damals nach dem Befehl meines Herrn, des Königs Wilhelm von Sizilien, aufhielt, um den Aufstand der Bewohner von Palermo zu dämpfen.

Was soll ich weiter berichten? Nach einigen Tagen beschloßen wir, die Küste des Meerbusens von Neapel aufzusuchen, um von dort die Überfahrt nach Sizilien besser und billiger bewerkstelligen zu können. Wir kamen in die Stadt Neapel und nahmen Quartier bei einem alten Schüler, Johannes Pinatelli, der bei mir in Bologna kanonisches Recht gehört hatte und jetzt als Archidiacon in Neapel lebte.

Er nahm uns freundlich auf und wir eröffneten ihm den Grund unsrer Ankunft sowie, daß wir es mit der Reise eilig hätten. Während

nun das Essen bereitet wurde, gingen wir mit ihm am Strande spazieren, und es war noch keine Stunde verstrichen, als wir ein Schiff zu dem gewünschten Preise gemietet hatten und der Tag zur Abfahrt festgesetzt war.

Als wir dann mit unfrem Wirte zur Wohnung zurückgingen, kam das Gespräch darauf, durch wessen besonderen Beistand unsere Geschäfte so schnell und glücklich abgewickelt worden wären, denn wir wunderten uns über den schnellen Erfolg, den wir gehabt hatten. Da fragte uns der Archidiacon: „Durch welches Thor seid ihr denn in die Stadt gegangen?“ Als ich ihm das Thor genannt hatte, sagte er weiter: „Sagt mir, seid ihr zur Rechten oder zur Linken durch das Thor gegangen?“

Ich antwortete: „Als wir an das Thor kamen, schien uns der Durchgang zur Linken besser zu sein, es begegnete uns aber ein Esel, der mit einer Last Holz beladen war und uns dadurch auf die rechte Seite hindrängte.“ „Nun,“ entgegnete der Archidiacon, „damit ihr wißt, welche Wunder Vergil in unsrer Stadt gewirkt hat, so wollen wir an das Thor gehen, und ich werde euch zeigen, daß Vergil dort ein Andenken auf Erden hinterließ.“

Als wir angelangt waren, zeigte er uns auf der rechten Thorseite einen in die Wand eingelassenen menschlichen Kopf aus parischem Marmor, dessen Antlitz außerordentlich heitere und lachende Züge hatte. Auf der linken Seite befand sich auch ein Kopf aus Marmor, der aber den geraden Gegensatz zum andern darstellte; denn seine Augen blickten finster und das weinende Antlitz drückte Zorn aus. Der Archidiacon erklärte nun, daß die Geschicke aller in das Thor Eintretenden sich nach den Mienen der beiden Gesichter richteten, man dürfe nur nicht absichtlich von der einen Seite zur andern schwanken: „Wer durch jenes Thor zur Rechten eingeht, dem erfüllen sich alle seine Wünsche, und sein Glück wächst von Stunde zu Stunde. Wer aber zur Linken hindurchgeht, von dem wendet sich das Glück und kein Wunsch geht ihm in Erfüllung. Weil ihr durch das Drängen des Esels auf die rechte Seite gekommen seid, so werdet ihr eure Reise schnell und glücklich vollführen.“ —

In der Nähe der Stadt Neapel liegt der Jungfrauenberg. Er besitzt auf seinem Abhang eine schwer zugängliche Stelle, die von schroffen Felsen eingeschlossen wird. Hier hatte Vergil einen Garten angelegt und allerlei Kräuter gepflanzt, darunter auch das Luziuskraut, das eine sehr gute Wirkung besitzt. Wird es nämlich von blinden Schafen berührt, so erhalten sie sofort die schärfste Sehkraft.

In diesem Garten befand sich eine Erzstatue, die ein Waldhorn an den Mund setzte. So oft der Südwind gerade in die Schallöffnung des Hornes stieß, wurde augenblicklich die Richtung des Windes geändert. Was es aber damit für eine Bewandnis hatte, das will ich euch erzählen. In der Nähe von Neapel liegt ein hoher Berg, der ins Meer abfällt und nach dem unter ihm liegenden weiten Lande der Mühe sieht.

Jedesmal im Mai stößt dieser Berg gewaltige Rauchmassen aus und schleudert häufig unter glühendem Aschenregen Holzstücke empor, die zu Kohle schwarzgebrannt sind. Man glaubt, daß sich hier ein Dunsloch der Hölle befindet. Wenn nun der Südwind weht, so treibt er die glühenden Massen über die Saatsfelder und Fruchtgärten, so daß alles sterben muß und das ganze Land, das außerordentlich fruchtbar ist, zu toter Öde verurteilt wird.

Um dies Unheil von der ganzen Gegend abzuwehren, hat nun Vergil auf dem gegenüberliegenden Berge in jenem Garten die Bildsäule mit dem Horn aufgestellt, um den Südwind beim ersten leisen Er tönen des Hornes und bei seinem Auftreffen in die Öffnung alsbald zurückzutreiben. Wenn aber die Bildsäule von Alter und Rost zerfressen ist oder wenn sie die Hände von bösen Buben vernichtet haben, so gewinnt der Südwind wieder seine alte Macht und schädigt das Land.

Da ich von Winden und Bergen gesprochen und auch erwähnt habe, daß die meisten Berge höher sind, als die Winde wehen, so will ich bemerken, daß manche Täler so eng von den Bergen eingeschlossen werden, daß niemals ein Windhauch zu ihnen gelangt. So liegt das Schloß Mions in Burgund in einem Tale, das rings von hohen Bergen umgeben ist. Und weil hierhin auch nicht der leiseste Luft-

hauch gelangte, so war das Thal bis zu den Zeiten Karls des Großen gänzlich unfruchtbar und für den Landbau ungeeignet. Als der Erzbischof Cäsarius von Arles von dieser Unfruchtbarkeit erfuhr, ging er einst zum Meere, an dessen Küste seine Stadt liegt, ließ seinen Handschuh sich mit Seewind füllen und verschloß ihn. Dann ging er in das Thal von Nions, warf im Namen Christi seinen mit Wind gefüllten Handschuh auf einen Felsen und befahl ihm, fortwährenden Wind zu erzeugen. Und in dem Felsen entstand alsbald eine Öffnung, und durch diese fuhr seitdem unablässig der Wind in das Thal hinab.

Man nennt den Wind heute noch Pontianus, da er vom Meere (Pontus) her stammt und durch göttliche Macht in das Thal übertragen wurde. Und trotzdem er ungestüm weht, überschreitet er doch nicht den Bereich des im Thale fließenden Wassers; er befruchtet hier alles und bringt allen Heil und Segen. Wer in das Thal in der dem Winde entgegengesetzten Richtung eintritt, den begrüßt er mit seinem Wehen und dem bringt er starke Kühlung; wer das Thal verläßt, dem naht er nicht, denn er ist verhindert, die Grenzen seines Bereichs zu überschreiten. —

Wie die Natur beim Menschen manches Wunderbare hervor gebracht hat, so gibt es auch Geister, welche von Gott die Erlaubnis haben, in ihren lustigen Körpern allerlei Muthwillen auszuführen. Auch England hat Geister von geheimnisvoller Art und unbekannter Herkunft, man nennt sie in Frankreich Neptune, in England Portune.

Ihre Lieblingsbeschäftigung ist, die Einfalt der glücklichen Landbewohner zu benutzen. Wenn diese nämlich nach anstrengendem Tagewerk der nächtlichen Ruhe pflegen, dann kommen die Portune bei verschlossenen Türen plötzlich ins Haus, wärmen sich am Feuer, nehmen kleine Frösche aus ihrem Gewande, werfen sie auf die glühenden Kohlen und verzehren sie dann. Sie haben ein greisenhaftes Ansehen, denn ihr Gesicht hat sehr viele Runzeln. Von Gestalt sind sie winzig klein, da sie noch nicht die halbe Länge eines Daumens erreichen; ihre Kleidchen sind zusammengeflackte Lappchen.

Ist in dem Hause, das sie aufgesucht haben, irgend etwas zu tun oder gibt es dort eine schwere Arbeit zu verrichten, da machen

sie sich sofort ans Werk und vollbringen es mit mehr als menschlicher Gewandtheit. Ihre Natur führt sie nur zum Gehorchen, schaden können sie nicht. Nur tun sie dem Menschen gern auf eine ganz bestimmte Weise einen Schabernack an. Reitet nämlich ein Engländer zur Nacht allein seine Straße, so gesellt sich oft ungesehen ein Portun zu ihm, begleitet ihn ziemlich lange, nimmt dann unbemerkt die Zügel des Pferdes und führt das Tier in einen Sumpf. Wälzt es sich nun hier umher und sucht aus seiner schwierigen Lage herauszukommen, dann drückt sich der Portun zur Seite und lacht aus vollem Halse. So hält er die menschliche Einfalt durch unschuldigen Mutwillen zum besten. —

In England lebt aber noch eine andere Art von Geistern, die man hier Ghyant nennt. Sie offenbaren sich in der Gestalt eines jährigen Füllens, das auf den Hinterbeinen einherschreitet und feurige Augen besitzt. Diese Geister zeigen sich sehr häufig auf offener Straße, und zwar zur Mittagszeit in der größten Sonnenhitze oder auch bei Sonnenuntergang. Ihr Erscheinen hat stets einen künftigen Brand in der Stadt oder im Dorf zu bedeuten. Nämlich droht am folgenden Tage oder in der Nacht eine solche Gefahr, dann läßt sich der Ghyant sehen, erregt dadurch auf der Straße die Hunde zu wütendem Gebell und ergreift scheinbar die Flucht. Durch sein Fliehen aber treibt er die Hunde zur Verfolgung an, obwohl ihre Hoffnung sich stets als eitel erweist. Aber diese Verspottung hat für die Bewohner das Gute, daß der Ghyant sie zur Vorsicht in bezug auf das Feuer ermahnt. Und so ist diese Art der Geister den Menschen dienstfertig. Sie schreckt zwar durch ihr Erscheinen, aber sie mahnt die Unwissenden zur Vorsicht. —

Seeleute erzählen, daß einst auf dem Mittelmeer ein Schiff fuhr, welchem ungezählte Delphine folgten. Einer von den Schiffen nahm ein Geschöß und verwundete damit eines der Tiere. Sofort stürzten sich die andern Delphine in die Tiefe und ein furchtbarer Sturm ließ das Schiff erzittern, so daß die Mannschaft für ihr Leben fürchtete. Aber welches Wunder begab sich! Ein Mann vom Aussehen eines Ritters kam auf einem Pferde über das Meer

dahingefauft und verlangte, daß ihm zum Heile der übrigen derjenige ausgeliefert werde, welcher den Delphin verwundet habe.

Trotzdem die Schiffer in Furcht und Zittern versielen, hielten sie es doch für die größte Grausamkeit, ihren Gefährten dem Tode auszusetzen; denn sie meinten, es sei schändlich, auf ihr eignes Heil bedacht zu sein und den unglücklichen Mann preiszugeben. Aber der Übeltäter selbst wollte seine Gefährten aus der schrecklichen Lage befreien, da sie unschuldig waren. Es kam ihm zu hart vor, daß wegen seines Leichtsinns die ganze Schiffsmannschaft untergehen sollte, und um zu verhüten, daß sie sich durch seine Auslieferung an seinem Tode zu Mitschuldigen machten, lieferte er sich selbst aus.

Freiwillig bestieg er nun das Pferd und setzte sich hinter jenen Ritter, der mit ihm über das Wasser dahinritt, als hätte er eine festgebaute Straße unter sich. Pfeilschnell jagte das Pferd über die Meeresfläche und gelangte in kurzer Zeit in eine ganz fremde Gegend. Hier lag in einem kostbaren Bett ein Ritter, es war der verwundete Delphin. Der Seemann wurde nun von seinem Führer aufgefordert, den Speer aus der Wunde zu ziehen; er gehorchte und machte so den Schaden wieder gut.

Raum war das geschehen, so wurde der Schiffer mit Winde-eile auf dem Pferde zurückgeführt und kam wohlbehalten bei seinen Gefährten wieder an. Er erzählte ihnen nun seine wunderbaren Erlebnisse, und die Seeleute priesen sich glücklich, daß sie durch den befreit waren, der sie durch seine leichtsinnige Tat beinahe dem Tode überliefert hatte. Seit dieser Zeit haben die Delphine vor den Seeleuten Ruhe, denn sie wissen, daß diese Tiere einen kommenden Sturm verkündigen, und es wäre ungerecht, wenn man denen ein Leid zufügen wollte, durch deren Klugheit die Menschen sich vor einer drohenden Gefahr retten können.

So sagt man auch, daß die Störche in weit entfernten Gegenden als Menschen lebten, während sie bei uns die Gestalt von Vögeln annehmen. Merkwürdig ist bei diesen Tieren, daß sie sich im Winter ins Wasser der Flüsse bergen, aus deren Grunde sie oft schlafend von Fischern emporgezogen werden. Ich selbst habe solche Störche

gesehen, die man aus dem Wasser gezogen hatte und die am Feuer wieder warm wurden. Als man sie dem Leben zurückgab, schienen sie aus tiefem Schlaf erweckt worden zu sein, und vorher glichen sie tatsächlich leblosen Steinen. Ähnlich ist es mit den Schwalben, die in hohlen Eichen hängen und so den Winter schlafend zubringen. —

In Katalonien im Bistum von Gerona gibt es einen sehr hohen Berg, der von den Einwohnern Cannarum genannt wird. Seine Abhänge sind steil und schwer zu erklimmen, und oben auf seiner Höhe befindet sich ein See, der schwarzes Wasser besitzt und eine unergründliche Tiefe hat. Hier liegt die Wohnung der bösen Geister, die so weitläufig ist wie ein großes Schloß; doch der gewöhnliche Sterbliche kann weder diese Burg noch ihre Bewohner sehen. Ist ein Mensch den Berg hinaufgestiegen und wirft einen Stein oder einen andern festen Gegenstand in den See, so erzürnt er die Geister, und es zieht ein schweres Unwetter auf.

Auf der einen Seite des Gipfels liegt ewiger Schnee, und der Abhang starrt von Eis. Hier ist der Bergkristall ganz gewöhnlich, aber niemals trifft ein Sonnenblick diese unwirklichen Höhen. Am Fuße des Berges zieht sich ein Fluß hin, dessen Sand goldhaltig ist, weswegen man viel Gold hier auswäscht. Auch Silber findet man in der Nähe, wie überhaupt die ganze Gegend ungemein ertragreich ist. Sieben Meilen entfernt liegt ein andrer Berg namens Grini, der auf der einen Seite in die See abfällt.

In dem Dorfe Junchera neben dem Berge Cannarum wohnte ein Bauer Peter. Dieser hatte einmal im Hause allerhand Vorrichtungen vorzunehmen und wurde dabei von ununterbrochenem Geschrei seines kleinen Töchterchens so gestört, daß er das Kind schließlich zum Teufel wünschte. Aber welcher Schreck ergriff den Bauer, als der Teufel in seiner unsichtbaren Gestalt wirklich kam und das Kind in die Lüfte entführte!

Sieben Jahre waren seitdem vergangen, als eines Tages ein Mann aus der Gegend am Fuße des Berges seines Weges ging und einem Menschen begegnete, der jämmerlich weinte und ausrief: „Ach ich Unglücklicher, was soll ich tun, der ich von solcher Last be-

drückt werde?" Auf die Frage, welche Ursache sein Schmerz habe, antwortete er, daß er nun schon seit sieben Jahren auf dem Berg Cannarum im Dienst der Geister gestanden habe, die ihn täglich als Reittier benutzt hätten. Und um den Glauben an seine Aussage zu verstärken, fügte er hinzu, auch ein Mädchen stehe bei den Geistern in Dienst, und zwar die Tochter des Bauern Peter aus Sunhera. Übrigens bereite die Erziehung dieses Mädchens den Höllischen Schwierigkeit genug, und sie würden sie ohne weiteres dem Vater wieder ausliefern, wenn er auf den Berg käme.

Der Mann stutzte und war ganz im unklaren, ob er diese unglaubliche Kunde dem Vater mitteilen oder ob er Stillschweigen halten sollte; doch bald entschloß er sich zu reden. Er ging in das erwähnte Dorf und machte den Bauer ausfindig, der über den Verlust seiner Tochter in Klage ausbrach und seinem Besuch die Ursache seines Kummer ausseinersezte. Dieser offenbarte ihm nun, was er von jenem Mann auf der Straße gehört hatte; er setzte hinzu, es sei geraten, auf den Berg zu gehen und dort unter Anrufung des Namens Gottes die Geister zur Zurückgabe der ihm geraubten Tochter aufzufordern, denn er werde sein Kind wieder erhalten.

Der Bauer erstaunte nicht wenig über diese Erzählung, war aber schnell bereit, den wohlgemeinten Rat zu befolgen. So stieg er auf den Berg, gelangte zu dem See und beschwor die Geister, ihm das Mädchen wieder zu überlassen. Und wirklich, die Tochter erschien wie durch einen Hauch herbeigeblasen. Aber wie sah sie aus! Sie war lang aufgeschossen, dürr und häßlich, ihre Augen irrten unaufhörlich umher, ihre Knochen hingen kaum mit Nerven und Haut zusammen. Sie war ein Ausbund von Häßlichkeit und verstand nicht einmal eine Sprache, nichts Menschliches war an ihr.

Das war natürlich für den Bauer höchst wunderbar, und da er Bedenken trug, seine Tochter bei sich aufzunehmen, so ging er zum Bischof von Gerona, erzählte ihm den ganzen Hergang und fragte ihn, wie er sich dabei verhalten solle. Der Bischof war ein frommer Mann und gab der ihm anvertrauten Herde ein gutes Beispiel. Er stellte das Mädchen seiner ganzen Gemeinde vor und knüpfte daran

die weise Lehre, daß man ja nicht die Seinigen zum Teufel wünschen möchte, denn dieser gehe umher wie ein brüllender Löwe und sei eifrig darauf bedacht, menschliche Seelen in seine Gewalt zu erhalten.

Bald darauf wurde auch jener, der den bösen Geistern als Reittier gedient hatte, durch eine ähnliche Forderung seines Vaters aus den Krallen des Teufels befreit. Weil er zu der Zeit, als er geraubt worden war, schon in einem vernünftigeren Alter stand, so konnte er jetzt mit größerer Treue und Verständlichkeit erzählen, wie es bei den Höllegeistern zugeht. Er berichtete, daß sich neben dem See in einer unterirdischen Höhle der große Palast befinde. Am Zugange zum Palast ist eine Thür angebracht, und hinter ihr öffnet sich ein dunkler Raum. Hier kommen die Geister zusammen, wenn sie auf der Erde tätig gewesen sind, und sie erzählen dann ihren Oberen, was sie verrichtet haben. In den Umkreis des Palastes gelangen aber außer ihnen nur diejenigen, über welche sie unbedingte Herrschaft erlangt haben, und diese müssen die äußere Thür bewachen. —

Von den Hexen erzählt man, daß sie zur Nachtzeit augenblicklich in die verschlossenen Häuser eindringen und dort alles untersuchen, nämlich Fässer, Körbe, Näpfe, Kannen und Töpfe. Außerdem sollen sie die Kinder aus der Wiege ziehen, Licht anzünden und die schlafenden Menschen schlagen. Auch die Wassergeister sollen manchmal die Gestalt von Menschen annehmen und, ohne daß sie von irgend jemand erkannt werden, in der Frühe zuerst den Markt in der Stadt besuchen.

Diese Wassergeister leben sonst in den Höhlen der Flüsse und suchen die Frauen und die badenden Kinder durch goldne Ringe oder auch durch Becher anzulocken, die sie auf der Oberfläche des Wassers spielen lassen. Wenn nämlich jene die erschauten Gegenstände zu erreichen suchen, werden sie von den Nixen in die Tiefe gezogen. Und ganz besonders haben sie es auf stillende Frauen abgesehen, weil diese, wenn sie geraubt sind, die unselige Brut der Nixen nähren müssen. Zuweilen werden solche Frauen wieder nach oben entlassen, wenn sie nämlich sieben Jahre ihren Dienst getan haben. Sie erzählen dann, daß sie mit den Wassergeistern und deren Frauen

in weitläufigen Palästen gewohnt hätten, die sich in Höhlen und unter den Uferändern befinden.

Ich habe einmal eine solche Frau gesehen. Sie hatte am Ufer der Rhone Wäsche gewaschen, und da war ein Holzbecher angeschwommen. Um ihn zu ergreifen, ging sie etwas tiefer ins Wasser hinein, wurde aber sofort von einem Wassermann ergriffen und in die Tiefe hinabgezogen. Dort mußte sie sein Kind stillen, und als sie nach sieben Jahren wiederkam, wurde sie kaum noch von ihrem Manne und dessen Freund erkannt.

Die Frau wußte auch sonst wunderbare Dinge zu erzählen. Zuweilen nämlich verspeisten die Nixen geraubte Menschen und verwandelten sich auch selbst in Menschengestalt. Einmal gab ein Wassermann einer stillenden Frau ein Stückchen Aal zum Essen, und sie bestrich mit dem Fett des Aals ihr eines Auge und die eine Gesichtseite; davon erhielt sie alsbald die Fähigkeit, unter dem Wasser alles aufs feinste und klarste zu sehen. Als nun die Zeit ihres Dienstes erfüllt war und sie in die Heimat zurückgekehrt war, begegnete ihr einst in der ersten Morgenfrühe der Wassermann, und sie grüßte ihn und fragte, wie es seiner Gemahlin und ihrem ehemaligen Stillkind ergehe.

Darauf fragte sie der Wassermann: „Aber, wie kannst du mich sehen?“ Die Frau sagte ihm, daß sie ein sehendes Auge habe, nämlich das, welches sie früher mit Aalfett bestrichen. Da legte der Wassermann seinen Finger auf das Auge der Frau, und sofort wurde er für sie unsichtbar und ging von dannen. —

In der Stadt Urles gibt es am Nordtore an der Rhone eine Stelle, wo der Fluß eine tiefe Höhlung besitzt, und hier hauste wie unter dem Felsen von Tarasco zur Zeit der hl. Martha, der Schwester des Lazarus und der Magdalena, eine furchtbare Schlange, die zum Geschlecht des entsetzlichen Leviathan im Meere gehörte. Sie hielt sich ganz im Verborgenen, um die Menschen zu verschlingen, die sich hier in den Fluß wagten.

Aus dieser tiefen Flußhöhle erscheinen die Nixen sehr häufig in hellen Nächten den Vorübergehenden in Menschengestalt. Und

vor drei Jahren trug sich hier folgendes zu. Drei Tage hintereinander schien eine Stimme aus der Tiefe der Rhone zu ertönen, die man sogar noch über jenes oben erwähnte Stadttor hinaus gut hören konnte. Es war, als ob ein Mensch am Ufer ohne Unterlaß rief: „Die Stunde vergeht, und noch kein Mensch kommt!“ Als am dritten Tage um die neunte Stunde jene Stimme heftiger als sonst ertönte, kam ein junger Mensch eilends ans Ufer gelaufen, aber in demselben Augenblick zog ihn der Wassermann mit sich hinab, und nie wieder hat jemand etwas von dieser Stimme gehört.

Von den Vampyrn oder Nachtfahren sagen die Naturkundigen, daß es nur nächtliche Vorstellungen der Menschen sind, die den Geist der Schlafenden plagen, wenn diese zu dicke Säfte haben. Augustin freilich berichtet, daß es wirklich solche Dämonen gibt; es seien die Seelen böser Menschen, die in einem lustigen Körper erscheinen.

Ich glaube feststellen zu können, daß manche Männer und Frauen zu ihrem Unglück nächtlicherweile in schnellstem Fluge die Lüfte durchheilen, in die Häuser eindringen und die Schlafenden bedrücken, indem sie ihnen schwere Träume erzeugen, so daß sie laut aufstöhnen müssen. Sie scheinen aber auch noch anderes zu verrichten, nämlich sie essen, zünden Lichter an, lösen die Knochen der Menschen auseinander und setzen sie wieder falsch zusammen. Ferner saugen sie den Menschen das Blut aus und machen sich mit den Kindern zu schaffen; sie tragen sie nämlich an andere Orte.

Merkwürdige Dinge haben sich mit meinem Verwandten begeben, dem Erzbischof Humbert von Urles. Dieser Mann führt einen sehr christlichen Lebenswandel, und sein Wort verdient vollständig Glauben, zudem war seine Mutter eine überaus fromme Frau. Als er ein Säugling war und die Liebe der Eltern ihn mit dem möglichen Schutz umgab, lag er eines Nachts, wie gewöhnlich, am Bett der Eltern wohl eingebunden in seiner Wiege. Mitten in der Nacht hörte man ihn plötzlich weinen. Die Mutter fuhr erschreckt im Bett in die Höhe und griff nach der Wiege, fand aber das Kind nicht darin.

In ihrer Angst überlegte sie, fürchtete sich aber, zu sprechen, um die nächtliche Stille nicht zu stören. Als sie das Licht ange-

zündet hatte, suchte sie das Kind überall und fand es endlich in einem Wassertpfuhl sich umherwälzend, der am Abend vorher wegen eines Fußbades ausgegossen war. Es lag noch fest in seinem Bettchen und weinte nicht, sondern lächelte beim Scheine des Lichtes die Mutter an. Als diese der Amme und dem Gemahl die merkwürdige Begebenheit erzählte, waren alle darüber einig, daß nur Nachtgeister die Anstifter solcher Dinge sein könnten.

Denn wo sich solche Dämonen zeigen, ist es sogar häufig vorgekommen, daß die Kinder am frühen Morgen bei verschlossenen Türen vor dem Hause lagen und die Wiegen auf der Straße standen, wie ich von manchem glaubwürdigen Zeugen erfuhr. Ja, ich selbst habe mehrfach in meinem Keller volle Weinfässer nicht auslaufen sehen, trotzdem das Spundloch offen war, und niemand hätte mit der größten Mühe etwas anderes als Luft in ihnen finden können; nach Verlauf einer Stunde aber waren die Fässer wieder so gefüllt, daß nicht das geringste fehlte. —

Vor kurzem lebte in Katalonien ein Ritter namens Giralbus. Er war von vornehmer Herkunft, außerordentlich tüchtig im Felde und in seiner äußeren Erscheinung von hoher Anmut. Er besaß ein ausgezeichnetes Pferd, das im Laufen unsiegbar war und — ein wahres Wunder — für alle schwierigen Lagen einen guten Rat wußte. Der Ritter nannte es daher „Guter Freund“.

Das Pferd fraß nur Gerstenbrot aus einer silbernen Schüssel und hatte zum Lager richtige Federkissen. Wenn aber der Ritter irgend ein wichtiges Geschäft zu erledigen hatte, so suchte er stets Hilfe bei seinem Pferde, weil ihm dies die besten Ratschläge erteilen konnte. Freilich konnte kein Mensch als der Ritter selbst erkunden, durch welche Worte und Zeichen und Bewegungen sich das Pferd verständlich machte. Und das wußten alle Bekannten des Ritters, ja sogar seine Hauptfeinde, daß er, der nur sein Pferd um Rat fragte, in jeder Lebenslage von Glück begünstigt wurde. Denn er stach alle aus und wurde von niemand ausgestochen, niemand konnte ihn besiegen, denn wenn es auch schien, daß er sich im Kampfe zurückzog, stets mußten ihm seine Gegner endlich unterliegen.

Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

10

Der junge Ritter war auch sonst vom Glück begünstigt worden, er war heiter und freundlich im Umgange und wußte sehr gut zu musizieren. Natürlich war er bei den Damen überaus wohl gelitten. Einst hielt er sich in meinem Schlosse auf, das ich durch kaiserliche Gnade als rechtmäßiges Erbe meiner Frau erhalten habe. Der Tag wurde durch die Anwesenheit des Königs Alfons von Aragonien und der Schwiegermutter des Kaisers besonders ausgezeichnet. Als die letztere mit ihren Hofdamen und vielen Großen aus der Umgegend sich zum Hören niedergelassen hatte, zog der Ritter sein Saiteninstrument hervor und spielte darauf, wozu die Damen einen Reigen aufführten.

Und siehe da, das unvergleichliche Pferd kam zu der Gesellschaft und tanzte im Takte der Musik ganz kunstgerecht mit. Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. War das Tier ein wirkliches Pferd, woher hatte es seine große Klugheit und seinen hohen Verstand? War es dagegen eine Fee, wie die Menschen wissen wollten, oder ein anderes Geistergebilde, wie konnte es Nahrung zu sich nehmen? Und wie soll sich das Folgende erklären? Der Waffenträger des Ritters wurde nämlich später durch eine sehr große Geldsumme bestochen, seinen Herrn zu töten. Und als der Mord wirklich begangen war, verweigerte das Pferd jede Nahrung und endete freiwillig durch einen gewaltigen Stoß seines Kopfes gegen die Wand. Das geht doch über den Verstand eines Tieres hinaus!

Von der großen Weisheit Salomos will ich ein hervorragendes Beispiel berichten. In Phönizien liegt die Stadt Byblos, die sich Salomo ausersehen hatte, um dort für seinen Tempel die Marmorbilder meißeln und glätten und das kostbare Holz zubereiten zu lassen. Und die Juden wissen zu erzählen, daß er für das schnellere Spalten der Steine den Saft des Wurmes Chamir angewendet habe, da die mit solchem Saft bestrichenen Marmorstücke sich leichter schneiden ließen. Die Auffindung dieses Mittels ist höchst seltsam.

Salomo besaß einen Strauß, der ein Junges hatte, und als der König einmal das Junge in ein Glasgefäß einschloß, sah dies der Strauß, konnte aber nicht zu dem Kleinen gelangen. Er ging

daher in die Wüste, holte jenen Wurm, bestrich das Glas mit dessen Saft und konnte es damit öffnen. Als nun Salomo die Spitze des Berges Morija als zu klein für den Tempel erkannte, ließ er sie abtragen und oben eine außerordentlich geräumige Plattform errichten. Und als ich ein Knabe war, hat man zur Zeit des Papstes Alexander III. in Rom eine Flasche mit milchweißer Flüssigkeit gefunden, deren Inhalt, auf Steine irgend welcher Art gestrichen, solche Bildwerke auf ihrer Oberfläche hervorbrachte, wie sie der Bildhauer beabsichtigt hatte. Die Flasche stammte aber aus dem alten Kaiserschloß in Rom, und ihr Inhalt wie dessen eigentümliche Kunstfertigkeit wurde vom römischen Volke aufs höchste bewundert. —

Moses soll, wie ich gelesen habe, von solcher Schönheit gewesen sein, daß es keinen ernstdenkenden Mann gab, der nicht in seinen Anblick versunken gewesen sei. Ja, viele Leute verließen ihre Arbeit und sahen ihm nach, wenn er über die Straße kam. Als er Herzog der Ägypter geworden war, bekriegte er die Äthiopen, und um schnell in ihr Land zu gelangen, wandte er eine List an. Er zog nämlich erst durch wüste Gegenden, in denen sich viele Schlangen aufhielten, und hierhin hatte er in Papierkästen, die er auf Wagen stellen ließ, in großer Menge den Ibis mitgenommen, wie der ägyptische Storch benannt wird, der der natürliche Feind der Schlangen ist.

Als er in die schlangenreichen Gegenden kam, ließ er sein Heer ein Lager aufschlagen und die Vögel aussetzen, um die Schlangen zu vertilgen. So kam er den Äthiopen bei, die er im Kampfe besiegte und in der Stadt Meroe einschloß, welche früher Saba Regia genannt wurde. Als er die Stadt schon lange belagert hatte, warf die äthiopische Königstochter Tharbis ein Auge auf ihn, und sie ließ ihm die Unterwerfung der Stadt anbieten, wenn er ihr die Ehe verspreche. Darauf ging Moses ein.

Bald darauf aber fingen Mirjam und Aaron mit ihm und Tharbis Streit an, und als er nach Ägypten zurückkehren wollte, weigerte sich seine Gemahlin. Da er nun in der Sternkunde sehr erfahren war, so ließ er kleine Bilder auf zwei Edelsteine schneiden. Das eine Bild hatte die Fähigkeit, das Gedächtnis zu schärfen, das

andere bewirkte Vergessenheit. Die Steine fügte er in zwei ganz gleiche Ringe. Den Ring mit dem Steine Vergessenheit schenkte er seiner Gemahlin, den andern steckte er selbst an den Finger, und mit dieser List gelang es ihm, wieder nach Aegypten zu kommen. —

Bei den Bewohnern Frankreichs und Englands ist es nicht ungewöhnlich, daß sich manche ihrem Geschick gemäß beim Mondwechsel in Wölfe verwandeln. So weiß ich es aus der Auvergne, daß der Graf Pontius im Bistum Clermont den äußerst tapferen und waffenkundigen Ritter Rainald aus seinem Erbe und außer Landes trieb. Der unglückliche Ritter floh heimatlos und unstet in die Fremde, und als er nach Art der wilden Tiere einsam durch Schluchten und Gebirge eilte, da wurde er eines Nachts von so entsetzlichem Schrecken ergriffen, daß er den Verstand verlor und sich in einen Wolf verwandelte. Als solcher hat er dem Lande großen Schaden zugefügt.

In seiner entfesselichen Gier verheerte er nämlich ganze Bauernfamilien; die Kinder schlang er in seinen Rachen hinab, und auch die Erwachsenen zerfleischte er, wo er konnte. Endlich wurde er von einem Zimmermann heftig verfolgt, und als ihm der Mann mit dem Beil die eine Pfote abgeschlagen hatte, nahm er wieder seine menschliche Gestalt an. Da bekannte er frei und öffentlich, daß er seinen Fuß gern verloren habe, weil er dadurch der kläglichen Verzauberung entronnen sei.

Auch von anderen habe ich gehört, daß durch Verlust eines Gliedes die Menschen von solchem Unglück befreit werden. So lebte bei dem Schlosse Luch in der Nähe von Viviers ein Bauer namens Calcevayra, der beim Mondwechsel ebenfalls der Verwandlung in einen Wolf unterlag. Er erzählte: „Wenn meine Zeit gekommen war, so mußte ich mich von den Menschen absondern und meine Kleider unter einer Hecke oder unter einsamen Felsen niederlegen. Hatte ich mich dann nackt auf der bloßen Erde umhergewälzt, so wurde ich zum reißenden Wolf und brach mit offenem Rachen heulend in eine Herde ein. Die Wölfe stürmen dann aber mit offenem Rachen dahin, weil sie zum Aufreißen desselben ihre ganze Kraft und die

Hilfe der Füße brauchen; sie vermögen ihren Rachen nicht zu öffnen, wenn sie von Verfolgern sofort angegriffen werden. Dann nämlich kann man sie leicht fangen."

Während alle Tiere nach der Schöpfungskraft durch Zeugung allmählich aus ihren ersten Eltern hervorgegangen sind, so ist es für alle Völker ein unerhörtes Wunder, was in einem Teile von Großbritannien häufig geschieht. Nämlich im Gebiet der Abtei Feversham, die in der Grafschaft Kent und im Erzbistum Canterbury liegt, wachsen am Meeresstrand gewisse Sträucher bis zur Höhe der Weidenbüsche. An diesen Sträuchern zeigen sich Knoten, die den Knospen der späteren Triebe gleichen und sich in kleine Vögel verwandeln, wenn ihre Reime aufgeschossen sind. Die Vögel hängen mit dem Schnabel am Strauche, werden aber, sobald die Tage ihrer Entwicklung verstrichen sind, lebendig, schlagen mit den Flügeln, gleichsam als ob ihre Geburt vollendet sei, und gleiten dann ins Meer hinab. Sobald sie aber auf den Wasserfluten schwimmen, werden sie von den Menschen gefangen.

Diese Vögel erreichen die Größe kleiner Gänse, ihre Federn sind teils bunt, teils denen kleiner Gänse ähnlich. Man ißt sie gebraten zur Osterzeit, weniger des guten Geschmacks wegen, als weil sie kurz zuvor von der Natur erzeugt werden. Das gewöhnliche Volk nennt diese Vögel Barnete.



